

Was ist es mit Karl Barth?

Eine Prüfung
von der Grundlage des biblischen Evangeliums aus.
Von Pastor W. Silz, Niechowiz.

| (Schluß.)

Dies liegt wohl daran, daß Barth die Persönlichkeit Jesu Christi in seiner Theologie nicht klar und biblisch herauszuarbeiten vermag. Denn auch die beiden Worte Jesus Christus sind ihm „gegenständig“, und zwar so, daß der geschichtliche Jesus beinahe verschwindet und nur der göttliche Christus übrigbleibt. Das: „wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren“ wird fast ganz verschlungen von dem: „wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren.“ Die beiden Naturen Jesu Christi faßt Barth nicht in- und miteinander, wie es uns die Bibel sagt, sondern scharf gegeneinander. Er sagt: „Der sogenannte geschichtliche Jesus, der sich auf der Fläche der Geschichte und des Seelischen bewegt, ist, wie alles Seelische und Geschichtliche, verweslich und niemals das Göttliche und Ewige. Dieser hat vollen Anteil an der Undeutlichkeit, Unrichtigkeit und Unwichtigkeit aller geschichtlichen Dinge. Menschlichkeit, Weltlichkeit, Natürlichkeit, in allen Farben schillernde Fraglichkeit ist seine Eigenart. Es mag sich mit dem geschichtlichen Jesus verhalten wie es will. Auch er ist umdrängt und umstürmt von den Gespenstern, die uns umdrängen; auch er ist in unserer Unruhe; auch er ist nicht aus noch ein wissend; auch er ist nicht wissend, woher er kommt noch wohin er geht in dieser Welt; auch er ist in Furcht und Zittern auf einem Weg, wo bei jedem Schritt die undurchdringliche Finsternis ihn umhüllt.“

Diesem Christusbild können die einfältigen, gläubigen Leser der Bibel nicht zustimmen. Das bedeutet für sie Entleerung, Zerstörung, ja Lästerung.

Sehen wir zu, wie sich Barth zu den beiden Hauptheilstatsachen des Lebens Jesu, zum Kreuz und zur Auferstehung, verhält.

Seine Stellung zum Kreuz ist recht schwer zu erkennen. Er hat an diesem Punkte die Eigenart der modernen Theologie an sich, von der entscheidenden Tatsache des Kreuzes unklar und verschwommen zu reden. Liest man das, was er in seiner Erklärung des Römerbriefes über Römer 3, 24 und 25 sagt, so ist man recht unbefriedigt und weiß nachher genau so wenig wie am Anfang, welches nun eigentlich seine Stellung zum Kreuze ist. Er scheint zu meinen, daß nicht die Botschaft von Jesu Kreuzestod der Mittelpunkt des Denkens und der Arbeit des Apostels Paulus gewesen ist, sondern daß dies die Auferstehung Christi oder vielmehr die Auferstehung der Toten gewesen sei. Er sagt: „So stehen ja die Dinge auf der Wage im Kreuze Christi, welches der Mittelpunkt des Zeugnisses von ihm ist; so daß auf der einen Seite der Tod das Letzte, das tatsächlich Letzte ist, das wir sehen und verstehen können; auf der anderen Seite das Leben, von dem wir nichts, gar nichts wissen, das wir nur als das Leben Gottes selbst begreifen können, ohne doch auch nur das Mindeste mehr in Händen zu haben, als einen leeren Begriff, abgesehen von der Fülle, die Gott allein gibt und seine Offenbarung in der Auferstehung.“ Er redet „von jener unheimlichen Leere, in die Gott uns entrückt, wenn wirklich das Kreuz zum Maßstab der Gotteserkenntnis wird“ und in einer Karfreitagspredigt heißt es: „Seht, das ist es, was uns die Tatsache des Kreuzes zu sagen hat: mit Gott dem Leben auf den Grund gehen, mit Gott der Unruhe nicht ausweichen, mit Gott ratlos, verwirrt, unsicher sein, mit Gott zweifeln und fragen.“ Er fährt dann freilich fort: „Seht, da kommt Licht gerade in die dunkelste Stelle unserer Dunkelheit, da

KBA 2085

entsteht Raum und Freiheit für Furchtlosigkeit gerade dort, wo wir am meisten Anlaß hatten, uns zu fürchten. Da schlägt das Kindlein die Augen auf und sieht sich in den Armen der Mutter."

Von Christi Blutsgerechtigkeit, von der uns Zinzendorf in seinem Liede: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid“ singt, ist jedenfalls bei Barth, das ist sicher, nicht die Rede. Er redet auch von der Gerechtigkeit Gottes alttestamentlich und schließlich nicht einmal das. Er bestimmt Gottes Gerechtigkeit dahin, daß sie „ein Wille ist, der in sich selber klar und beständig, frei von Willkür und Wankelmüt ist, ein Wille, der in sich selber eine Ordnung hat, die gilt und nicht gebogen werden kann.“ Gerechtigkeit Gottes nennt er den Willen, der uns im Gewissen offenbar wird: Reinheit, Güte, Wahrheit, Gemeinschaft.“ Das klingt alles sehr nach der Vernunftreligion des alten Adam und hat nichts mit den biblischen Linien der Gerechtigkeit Gottes durch die Tat Christi zu tun.

Auch zu der Auferstehung Jesu Christi nimmt Barth eine eigenartige Stellung ein. „Die Auferstehung Christi, oder auch seine Wiederkunft, ist ihm kein geschichtliches Ereignis.“ Es hat nach ihm „keinen Sinn, über ihre Geschichtlichkeit und Möglichkeit auch nur zu reden. Sie erheben auf beides keinen Anspruch.“ Von dem Grabe Jesu sagt er: „Jesus wurde begraben. Das ist die unzweideutige banale geschichtliche Tatsache, aber gerade darum das an Christus, was so zweideutig ist, wie es alles Menschliche, Irdische ist. Hoffnung und Furcht, Glaube und Zweifel ist gleich möglich angesichts dieses Grabes. Dieses Grab mag bewiesen werden als endgültig verschlossen oder als offenes Grab, es bleibt das wirklich gleich.“

Die Auferstehung der Toten steht bei Barth eigentlich über der Auferstehung Christi. Er scheint nicht zu sehen, daß die erstere einfach von der letzteren abhängig ist, wenn Paulus gerade im 15. Kapitel des Korintherbriefes uns als die elendesten Menschen hinstellt, falls wir an der Auferstehung Jesu fragend und zweifelnd vorübergehen.

Und was soll man weiter zu solchen unklaren und verschwommenen Worten, wie den folgenden, sagen: „Der Geist in allem Geistigen, das Humane in der Humanität, die Schöpfung im Kosmos, die Ueberlegenheit Gottes — das alles als kritische Potenz, als erlösende Bewegung, als klar werdender Sinn, als vorwärtsdrängende, Bedeutung gewinnende Erkenntnis verstanden — das ist Ostern.“ Man faßt sich an den Kopf, wie Barth es fertig bringt gegenüber der klaren, einfachen, geschichtlichen Tatsache der Auferstehung Jesu Christi, solch einen Sturzbach von möglichst unklaren, mehr oder weniger miß- und unverständlichen Begriffen herauszustellen. Das ist keine frohe Botschaft mehr für einfache, arme Sünder, das ist herausgequältes menschliches Nachwert und Steine für Brot.

Es ist kein Wunder, daß Barth mit dem Heiligen Geist nichts Rechtes anzufangen weiß. Von dem Pfingstbericht sagt er in einer Predigt: „Wir können ihn, wenn wir wollen, ansehen für eine aus dichterischem Ueberschwang herausgeborene schöne Geschichte“; und ebenso unklar und verschwommen wie oben von Ostern, sagt er von Pfingsten: „Das verkündet Pfingsten, dieses eine, daß Jesus die Mitte ist, daß die Geschichte mit all ihren Geschlechtern um ihn herum stille steht, daß vor ihm alle Unterschiede aufhören.“ Barth sagt, daß „das Seufzen „Komm-Schöpfergeist“, nach Römer 8 hoffnungsvoller sei, als das Triumphieren, wie wenn man diesen Heiligen Geist schon hätte; und wir seien in seine Theologie eingeführt, wenn wir diesen Seufzer gehört hätten. Davon, daß der Gläubige den Heiligen Geist besitzt und daß derselbe in ihm wirkt und schafft, will Barth nichts wissen. Er läßt dies nur für

die Zukunft und als hoffende Erwartung von Seiten des Menschen gelten: „Geistesmenschen jetzt und hier sind ein hölzernes Eisen.“

Wir wünschen Barth, daß er es später oder früher lernen möchte, sein theologisches Erkennen weniger auf sein eigenes Wissen, Können und Verstehen als vielmehr auf die Belehrung durch den Heiligen Geist zu setzen. So sehr man in Barths Schriften seinen menschlichen Geist vielleicht bewundern mag, vom Heiligen Geist ist darin nicht viel zu merken.

Wir sehen uns nunmehr an, wie sich Barth zum Glauben stellt. Darüber haben wir bei ihm wieder eine große Menge ziemlich klarer und eindeutiger Äußerungen. Er redet davon, daß wir „Beteuerung unseres Glaubens und Unglaubens möglichst zu dämpfen haben“, und er zitiert mit Zustimmung jenes Wort, das der gottlose Faustus in der Gartenszene dem Gretchen auf die Frage nach seinem Glauben antwortete: „Wer darf ihn nennen und bekennen: ich glaube ihn; und wer empfinden und sich unterwinden zu sagen: ich glaube ihn nicht.“ Barth behauptet, „verdächtig müssen wir uns selbst in jedem Augenblick sein, wo wir es wagen, damit zu rechnen, daß wir glauben.“ „Eine anschauliche geschichtlich-seelische Bestimmung und Abgrenzung der Glaubenden gegenüber den Nichtglaubenden ist unmöglich.“ „Von Christus alles erwarten, aber wohlverstanden, von ihm alles erwarten, das ist der Sinn des Glaubenden.“

Der Glaube ist nach Barth nicht etwa ein Haben, ein Besitzen, schon jetzt und schon hier, sondern ein Warten, ein Hoffen auf eine spätere, aber vielleicht auch noch ungewisse Zukunft. Er sagt: „Der Glaube ist freilich nicht — und kann nach allem, was wir nun wissen, nicht sein die seelisch geschichtliche Erscheinung der Gläubigkeit; der Glaube ist rein negativ zu umschreiben als ein Akt des sich Leermachens oder noch negativer und passiver gesprochen als Vakuum, dem sich das Ewige zum Inhalt gibt, als Hohlraum, der das Objektive Unanschauliche Gottes umgrenzt.“ „Der Glaube ist das Haltmachen vor Gottes Souveränität, der Respekt vor dem göttlichen Inognito, die Annahme des göttlichen Nein, das in Christo über die ganze Welt gesprochen ist. Der Glaube ist die erschütternde Gewißheit, daß der Mensch als Mensch Gott als Gott niemals haben kann.“

Es ist selbstverständlich, daß dieser sogenannte oben geschilderte Glaube Karl Barths eine Glaubens- und Heilsgewißheit einfach nicht kennt. Barth redet davon, daß er „die Pflicht habe, gegenüber der lutherischen Heilsgewißheit eine letzte Distanz zu wahren“. „Auch unser Ja,“ sagt er, „vermag nicht zur Beruhigung, zur Fülle, zur Bewährung durchzudringen; durch die Erkenntnis, die die Bibel uns bietet und gebietet, werden wir auf eine schmale Felsentante hinausgedrängt, in eine schwebende Lage hart zwischen Ja und Nein, zwischen Leben und Tod, zwischen Himmel und Erde.“ „Am biblischen Erleben ist nichts unwichtiger wie das Erleben als solches.“

In den Äußerungen über das persönliche Verhältnis des Menschen zu Gott, sagt Barth, „ist die Bibel merkwürdig zurückhaltend, nüchtern und farblos“. Barth behauptet, daß „das, was wir vernehmen, nur der Spruch des Gerichtes über uns ist, und daß, wenn wir mit dem Spruch der Gnade rechnen, es menschlich gesprochen, dasselbe gefährliche seemännische Manöver ist, das Goethe in den zwei letzten Versen des Tasso beschreibt: „So klammert sich der Schiffer endlich noch am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.“ Zinzendorfs Frömmigkeit und Gottinnigkeit nennt Barth eine solche, „welche die Distanzen verkennt, die ohne die Furcht des Herrn ist und mit welcher wir uns klar unter den Zorn Gottes, in die Reihen seiner Feinde stellen“.

Ich denke, daß diese Proben genügen, um bibelgläubigen Lesern zu zeigen, daß Barth, so oft er sich auch auf Paulus und die Reformatoren beruft, dennoch von deren Glauben und Heilsgewißheit weit entfernt ist. Es ist höchst lehrreich, den Schluß von Römer 8 mit dem gewaltigen Hohenliede der Heilsgewißheit in der Römerbriefklärung Karl Barths zu lesen. Er geht darüber in 1½ kurzen Seiten hinweg und leistet sich dabei folgenden Satz: „Ich weiß, daß von der Liebe Gottes in Jesus Christus (von der ich nichts weiß) niemand und nichts mich scheiden kann.“ Es ist erschütternd, wie zerstörend und auflösend Barth mit seinen Darlegungen über den Glauben wirkt. Dazu brauchte Christus wirklich nicht Mensch zu werden, auf die Erde zu kommen und sein teures Blut zu vergießen, damit wir in der Ungewißheit bleiben sollten und nur ein schwaches „Vielleicht“ in der Ferne des Horizontes auftauchen könnte.

Es ist nur zu natürlich, daß dieser sogenannte Glauben Barths den Frieden, welcher höher ist als alle Vernunft, nicht kennt. So befriedigt auch seine Auslegung über den Frieden mit Gott im ersten Verse vom 5. Kapitel des Römerbriefes einen bibelkundigen und heilsgewissen Leser gar nicht.

Barth sagt: „Nicht die Harmonie, sondern die Disharmonie aller Dinge muß zum Klingen kommen; nicht der Friede, sondern die Zerrissenheit des Menschen muß offenbar werden. Religion ist im Menschen nicht seine Erlösung, noch deren Entdeckung, sondern die Entdeckung seiner Unerlößtheit. Sie ist ein Unglück, das mit fataler Notwendigkeit über gewisse Menschen — man denke an Johannes den Täufer, an Paulus und an Calvin — hereinbricht. Die Wirklichkeit der Religion ist das Entsetzen des Menschen vor sich selber und konzentriert sich in jenem Schrei des Paulus, der sein religiöses Sein vor und nach Damaskus umschreibt: „Ich unglücklicher Mensch, wer wird mich herausreißen aus dem Leibe dieses Todes.“ Ueber dieses Seufzen des Menschen gibt es auch auf dem Gipfel prophetischer, apostolischer und reformatorischer Religion kein Hinauskommen, und das ist gerade ihre Existenzberechtigung.“ Die Kirche bestimmt Barth „als die wahrhafteste Gemeinschaft des Glaubens, das heißt, der auf Vergebung angewiesenen und auf die Vergebung wartenden Sünder.“

Wir stehen selbstverständlich zu allem, was die Bibel über die Sündhaftigkeit und das radikale Verderben des Menschen sagt. Und wir sind auch mit allem einverstanden, was diese Aussagen der Bibel kräftig unterstreicht. Solche Unterstreichungen tut in unserer Zeit der sittlichen Lage dringend not. Aber andererseits müssen wir doch fragen: Wo sollten wir mit unserer evangelischen Wortverkündung bleiben, wenn wir den Leuten wirklich nichts mehr zu sagen hätten als dieses; wenn es wirklich keinen wahren Herzensfrieden, keine wirkliche Gemeinschaft mit Gott, keine tatsächliche Gewißheit des Glaubens gäbe. Es sind nicht nur einzelne mehr oder weniger gleichgültige Steine, die Barth hier aus dem Bau des biblisch gegründeten Christentums herausreißt, sondern wie überall vorher, so rüttelt er auch hier an den Fundamenten unseres Glaubens, und was er übrig läßt, ist leere, einsame Kälte und ein Infragestellen aller biblischen und persönlichen Gegebenheiten.

Wir können zum Schluß eilen; denn dieser kurze Aufsatz soll nur eine einfach gehaltene Warnung vor der Theologie Barths sein, keine ausführliche und wissenschaftliche Darlegung und Widerlegung derselben.

Doch vorher noch dreierlei. Barth scheint schließlich auf die Beseeligung aller Menschen hinzuweisen; denn er redet „von dem Gottesurteil, daß die Verdammung auch eines Franz von Assisi und die Freisprechung auch eines

Cesare Borgia-bedeutet". Auch handelt es sich bei ihm „gar nicht um den Gegensatz von Gottesreich und Antichrist, wo Menschen ihr seltsames Schachspiel gegeneinander spielen“.

Es kann einem mit Recht wundernehmen, daß Barth bei allem, was er sonst rücksichtslos angreift und zerstört, die „Gleichberechtigung der Richtungen“ in der Kirche ohne weiteres bestehen läßt; es kommt ihm darauf gar nicht an. So sagt er: „Es hat ja der eine Prediger eine positive, der andere eine liberale Predigt vorbereitet; aber verschlägt es soviel, wenn man den Gegenstand bedenkt? Er redet „von einer dankbar lächelnden und verstehenden Geduld dieser Welt gegenüber“.

Und was Barths Stellung zur Gemeinschaft — hier im geschichtlich gewordenen Sinn unserer Tage verstanden — anbetrifft, so ist dieselbe eine deutlich ablehnende. Wohl findet er auch gegen die äußere Kirche scharfe Anklagen und Worte, aber ihn stört bei der Gemeinschaft insonderheit die Gewißheit ihres Heiles, das sich in Gegensatz stellen zu den anderen und die Betonung der engen persönlichen Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott. Ich führe hierzu nur eine Stelle aus Barth an: „Lieber mit der Kirche in der Hölle als mit den Pietisten niederer und höherer Ordnung, älterer oder moderner Observanz in einem Himmel, den es nicht gibt.“

Ich denke, daß dieser Satz für uns Gemeinschaftsleute genügen wird, damit endlich einmal auch denen in unseren Reihen, die mit Karl Barths Theologie liebäugeln, die Augen über ihn aufgehen und sie möglichst bald und gänzlich von ihm abrücken.

Theologie heißt Gottesgelehrtheit, und nur insofern kann man von einer rechten und heiligen Theologie sprechen, als sie wirklich von Gott gelehrt und durch seinen Heiligen Geist gegeben ist.

In seiner neuesten Veröffentlichung, der „Vorrede zur 5. Auflage seines Römerbriefes“, vergleicht sich Karl Barth mit einem „Hunde Gottes“, der „seine scharfe Hundenaße ins Heute steckt und darin das Ewige spürt“. Für diesen Orden der „Hunde Gottes“ möchte er seine Leser und Anhänger gewinnen. Wir unsererseits danken höflichst dafür. Das Neue Testament gebraucht das Wort „Hunde“ nur für die Irrlehrer und Ungläubigen (Phil. 3, 2; Offenb. 22, 15). Die Gläubigen nennt die Bibel anders, und auch Paulus und Petrus haben sich anders genannt; sie nennen sich „Knechte, Diener und Jünger“. Dabei wollen auch wir bleiben.

Die Männer, welche in besonderer Weise inmitten der Beschäftigung mit der Heiligen Theologie stehen, müssen sich immer wieder das Ohr wecken lassen, daß sie „hören wie ein Jünger“ (Jes. 50, 4). Ihre Zunge muß vom Herrn und vom Geiste Gottes gelehrt sein. Dann wird auch die Gemeinde Gottes gern und dankbar auf diese Männer hören; denn es ist uns heutzutage in der Not und Verwirrung der Gegenwart nichts so not als klare, wirklich biblische Theologie und geistgesalbte, gottgelehrte Lehrer derselben.

Karl Barth ist aber kein solcher. Seine Theologie ist menschlich bedingt und wächst auf irdischem Grunde. Was er baut, ist bei allen beachtenswerten Hinweisen auf Goldhaltiges doch nicht Gold, Silber und edle Steine, sondern Holz, Heu, Stoppeln (1. Kor. 3, 12). Die von uns aus seinen verschiedenen Schriften beigebrachten Zitate zeigen das zur Genüge. Es ist Barth zu wünschen, und wir tun das wirklich aus aufrichtigem Herzen, daß er nicht nur den „Abstand“ sondern auch die „Gemeinschaft“ Gottes erleben möchte.

Möchte er dasselbe lernen, was einst der wissenschaftliche und gelehrte Paulus hat lernen müssen, und was der große Bekämpfer des Vernunftglaubens vor

100 Jahren, der Kieler Klaus Harms, als Bekenntnis seines Lebens unter sein Bild geschrieben hat, nämlich „alle Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam Christi“ (2. Kor. 10, 5).

Der gläubigen Gemeinde in Gemeinschaft und Kirche, ihren Predigern und Pastoren empfehlen wir aber dringend, sich statt an Barth die Köpfe zu zerbrechen und sich grundlegende biblische Wahrheiten von ihm verdunkeln zu lassen, sich mit dem am Anfang genannten drei großen Gottesgelehrten zu beschäftigen, mit dem Tübinger Johann Tobias Beck, „dem Schriftgelehrten zum Himmelreich gelehrt“, mit dem Marburger Friedrich August Christian Bilmar, „dem großen hessischen Glaubens- und Missionsmann“, sowie mit Hermann Bezzel, dem jüngst verstorbenen Gottesgelehrten der bairischen Landeskirche.

Wer sich mit diesen Männern, natürlich auch noch mit manchen anderen, beschäftigt, wer zu deren Füßen sitzen lernt, dessen geistliche Schatzkammer wird nicht leer bleiben, sie wird sich füllen mit reichen Schätzen, so daß er auch anderen reichlich auszuteilen vermag.

Briefbeantwortung.

Leser in G. Sie schreiben: „Es ist mir und manchen Brüdern erneut zum Bewußtsein gekommen, daß wir in unseren Kreisen, auch durch Gemeinschaftspfleger, Prediger und andere Berufsarbeiter nicht nur Erbauung brauchen, die leider meistens geboten wird. Wir brauchen die gesunde Lehre des Wortes, wenn biblisches Leben und heiliger Wandel in Christo vorhanden sein sollen. Der Herr schenke unseren Kreisen Lehrer und Priester!“

Wir nehmen hier Vermert von Ihrer Äußerung, weil in Ihren Worten in einer eigenartigen naiven Weise von „Erbauung“ und „gesunder Lehre“ die Rede ist. Wie zwei verschiedene Größen haben Sie diese Begriffe nebeneinander gestellt. Angewollt haben Sie es damit hell beleuchtet, was viele Kreise heute unter „Erbauung“ verstehen. Man denkt sich darunter allerlei Ermahnungen und Verhaltensmaßregeln, allerlei interessant wiedergegebene Geschichten, die mit dem Worte selbst nur eine ganz lose Verührung haben. Für diese Art der Erbauung haben viele freilich ein großes Interesse. Dafür sind ihre Sinne geschult. Das ist, was sie interessiert und reizt. Dabei liegt das gesunde Lehrwort der Schrift fast brach. Für seine Aufnahme und Verarbeitung sind die Sinne weder geschult, noch werden sie für solche Schulung in Anspruch genommen. Solche Auffassung von Erbauung ist nun freilich nur ein Schatten oder ein Zerrbild dessen, was die Schrift Erbauung nennt. Erbauung im biblischen Sinne ist ohne das gesunde Lehrwort gar nicht denkbar. So schreibt Petrus den neugeborenen Kindlein: „Seid begierig nach der vernünftigen im Wort bestehenden Milch — und bauet euch als die lebendigen

Steine zum geistlichen Hause und zum heiligen Priestertum“ (1. Petrus 2, 2 ff.). Das Erbauen zum geistlichen Hause ist hier also durchaus mit der Aufnahme des Wortes verbunden. Es besteht nur darin, daß das Wort aufgenommen, bewahrt und verarbeitet werde. Was in Epheser 4, 12 unter der Erbauung des Leibes Christi verstanden wird, ist ganz klar: das durch den Dienst der Evangelisten, Hirten und Lehrer dargelegte Lehrwort. Gründlich hat sich in Sprachgebrauch und Praxis unsere Art von der biblischen vielfach entfernt. Erbauung und das Lehrwort der Schrift liegen bei uns oft so weit auseinander, wie es Ihre Zeilen ausdrücken: Wir brauchen nicht nur Erbauung, sondern auch gesunde Lehre des Wortes.

Nun mehrt sich aber doch die Zahl derer, die diese Fehlentwicklung spüren und merken. Man merkt es ja auch zu deutlich an den Früchten, was bei dieser Art der „Erbauung“ herauskommt. Daß hier die Hörer aus dem Kindheitsalter, wenn sie überhaupt geistlich geboren sind, nicht herauskommen, stellt sich immer deutlicher heraus. Die Ausbildung von geistlichen Persönlichkeiten, von christlichen Charakteren ist hier unmöglich. Ein starkes Begehren ist bei einer Minderheit in der Gemeinde spürbar, wieder zum Wort zurückzukehren und es stark und voll zur Geltung zu bringen. Zahlreiche Zusammenkünfte von Reichgottesarbeitern, Pfarrern, Predigern und Evangelisten gelten ausgesprochenemmaßen diesem Zweck. Brüderwochen, Freizeiten und ähnliche Tagungen zeigen stark die Tendenz zum Wort zurück. Man lehnt stark hier ab, was andere unrichtigerweise Erbauung nennen und sucht Erbauung da